



Liebe Unterstützer, Freunde, Familie und Interessierte,

Dritter Rundbrief. Das bedeutet: Neun Monate Uganda liegen hinter mir. Zeit für eine ehrliche Bestandsaufnahme. Nicht nur was ich erlebt habe, sondern auch was mich beschäftigt, was mich überrascht und was mich manchmal auf die Probe stellt.



Doch erstmal von vorn. Kurz nach dem zweiten Rundbrief Ende Januar stand mein erster (und bisher einziger) Besuch vor meiner ugandischen Tür: meine Mutter. Sie entschied sich, mich für 10 Tage in Uganda zu besuchen, und das ganz allein. Nach ihrer Landung am Flughafen wurde sie von Freunden von mir abgeholt und lernte direkt den ugandischen Stadtverkehr kennen. Normalerweise brauche ich 5 bis 6 Stunden von der Hauptstadt nach Mbale. Diesmal dauerte die Fahrt über 7 Stunden, und sie kam mitten in der Nacht an.



Die ersten drei Tage verbrachten wir damit, dass sie mein Leben und meine Arbeit kennenlernte. Ich zeigte ihr meine Organisation CRO und sie lernte einige Kinder kennen, die neugierig waren, wer dieser neue Muzungu ist. Muzungu? Muzungu höre ich hier ungefähr hundert Mal am Tag. Es bedeutet so viel wie "weiße Person". Wenn man als weiße Person durch die Straßen läuft, hört man von allen Seiten: " Muzungu, how are you", " Muzungu, come here", " Muzungu, give me your number" „Muzungu give me money“ „Muzungu, Muzungu, Muzungu“. Man kann sich das vorstellen, als würde man in Deutschland jedem schwarzen Menschen, dem man begegnet, "Hey, Schwarzer" zurufen. Aber: Das Wort Muzungu ist nie böse gemeint. Es ist einfach Teil der Kultur, ohne jede Wertung dahinter. Das stört mich deshalb auch nicht. Nur wenn Kinder, die meinen Namen kennen, mich trotzdem Muzungu nennen, sage ich etwas. Ansonsten passe ich mich der Kultur an.



Damit meine Mutter das direkt erleben konnte, machten wir einen Streetwalk. Wir gingen durch die Straßen, in denen viele der Straßenkinder sich aufhalten: vor großen Supermärkten, wo sie betteln, in den kleinen Gassen mit Streetfood-Ständen oder in engen Seitengassen. Dabei schauen wir nach neuen Kindern, lernen sie kennen, machen sie auf CRO aufmerksam und schauen, wie wir helfen können. Kinder, die wir bereits kennen, laden wir ein, ins CRO zu kommen. Meine Mutter bekam so einen guten ersten Einblick in Arbeit und Stadt. Und ihr fiel direkt auf: Als weiße Person steht man hier stark im Mittelpunkt. Ich habe das Gefühl, viele in der Kleinstadt kennen mich mittlerweile und dann ist das kein großes Ding mehr wenn ich durch die Straßen laufe. Sobald ein neuer Muzungu auftaucht und dann offensichtlich noch meine Mutter dabei ist, gibt das natürlich viel Aufmerksamkeit. Auch von einigen Männern in meiner Straße, die endlich einen Elternteil fragen konnten, ob sie mich heiraten dürfen. In Uganda braucht man nur die Einwilligung der Eltern. Ob ich etwas dagegen habe, spielt dann eine untergeordnete Rolle.





Danach lud uns mein Chef zum Essen ein, damit meine Mutter das klassische ugandische Essen kennenlernt. In Uganda gibt es in Restaurants keine Speisekarte. Man fragt die Bedienung, was es gerade gibt und wählt dann aus "Food" und einer Beilage aus. Zur Auswahl stehen als „Food“ meistens: weißer Reis oder Pilau-Reis (gebratener Gewürzreis), Posho („Pampe“ aus Maismehl), Matoke („Pampe“ aus Kochbananen), Yamswurzel, Süßkartoffel und Greens (gekochtes Gemüse). Und von all dem Food, kann man dann entweder alles nehmen, oder die zwei, drei Sachen die man halt gerade möchte. Als Beilage dazu gibt es meistens Beans (Bohnen), Chicken (Hühnchen), Beef (Rindfleisch, so zäh, dass ich es manchmal nicht mal zerkauen kann und mich entscheiden muss: zurück auf den Teller oder das Risiko des Erstickens eingehen), Groundnutsauce (Erdnusssoße alleine oder mit Fisch, Fleisch) und Greenpeas (Erbsen). Von der Beilage wählt man dann eine aus und isst das mit dem ausgewählten „Food“. In einem normalen Restaurant kostet eine vegetarische Zusammenstellung rund 1,75 Euro, eine mit Fleisch etwa 2,50 Euro. Der Großteil der Menschen geht aber nie ins Restaurant, weil es zu teuer ist. Die meisten kochen selbst oder essen Streetfood. Das gängigste, weil es das günstigste Essen ist, ist Posho und Bohnen. Die Jungs im Transit Home essen das zum Beispiel jeden Tag, zweimal täglich, und auch in Schulen und anderen Einrichtungen gibt es das täglich. Ich selbst koche leider auch nur ein- bis zweimal die Woche. Mit nur einem Gasherd, nach einem langen Arbeitstag und dem Abwasch ist Streetfood die bequemere und günstigere Option. Für unter einem Euro bekommt man dort dieselben Gerichte. Wer als Deutscher durch diese Essensgassen läuft, wundert sich vielleicht über die Hygienestandards, aber mir ist dort bisher nichts passiert. Die einzige Lebensmittelvergiftung, die ich mir zugezogen habe, war ein Maracuja-Saft von einem Straßenstand während einer Reintegration auswärts. Obwohl ich wusste, dass manche Stände kein abgekochtes Wasser verwenden, war ich nach fast neun Monaten so selbstsicher und naiv, dass ich die falsche Entscheidung traf. In der Stadt kenne ich meine sicheren Orte für Saft. Aber unterwegs auf der Straße ist das eine andere Geschichte.

Meine Mutter machte (musste) die ugandische Streetfood-Erfahrung natürlich komplett mit, meldete aber zurück, dass ihr der Magen leicht rebellierte. (Nach dem Lesen des Rundbriefs gab sie mir die Rückmeldung, dass es nicht am Essen lag, sondern an den Tomaten, die ich mit Regenwasser gewaschen und anschließend an einem viel benutzten Handtuch abgetrocknet habe. Also ist der ugandische Hygienestandard vielleicht gut, aber mein deutscher Hygienestandard in meinem Zuhause eher schlecht.)

Eine weitere überlebensnotwendige kulturelle Erfahrung, die sie mitmachen durfte (musste): Boda fahren. Bodas sind Motorräder, die man als „Taxi“ benutzt. Sie stehen und fahren überall, man hält sie an, nennt das Ziel, handelt den Preis aus (und versucht, keinen Muzungu-Preis zu zahlen), und sie bringen einen hin. Und nicht nur eine oder zwei Personen: Man sieht



Fahrer mit vier weiteren Personen, mit Betten, Sofas, Ziegen, Hühnern, Metallplatten... Für Bodas gibt es keine Grenzen.

Bodas sind eines der gängigsten Fortbewegungsmittel hier, aber auch eines der gefährlichsten. Im ugandischen Straßenverkehr sterben täglich 15 Menschen. Einen Helm trägt man dabei nicht, das muss ich wohl nicht weiter erklären. Meine Mutter fuhr natürlich ebenfalls Boda, aber immer nur mit befreundeten Fahrern, denen ich vertraue. Beim ersten Mal war sie noch unsicher, ob sie nicht runterfällt und wie Fahrer, sie und ihr Koffer überhaupt auf einem Motorrad Platz haben sollen. Am Ende unserer Zeit fuhr sie mit vier Personen auf dem Boda, einmal sogar mit drei Menschen und einem Hund. Anpassung geht hier schnell.

Sie begleitete mich auch bei der Arbeit: zum Beispiel bei einem Pflegefamilienverfahren für einen Jungen und der Abklärung seiner neuen Schule. Oder einfach beim Zeitverbringen mit den Jungs.

Am Wochenende machten wir Ausflüge: auf den Wanale-Berg hinter Mbale und zu den Sipi Falls, schöne Wasserfälle mit Bergpanorama nördlich von Mbale. Immer dabei: Freunde von mir. Man ist hier immer mit Leuten. Allein zu sein, ist etwas, das man aktiv anstreben muss. Meine Freunde schlossen meine Mutter sofort ins Herz. Am letzten Abend überraschten sie sie sogar mit einem Uganda-Trikot mit ihrem Namen, einer Uganda-Flagge und einem Abschiedsbrief. Das zeigt die Herzlichkeit der Menschen hier.

Nach 10 wunderschönen, vollgepackten Tagen fuhren wir gemeinsam zurück nach Kampala. Meine Mutter weiter zum Flughafen nach Entebbe und ich zum einwöchigen Zwischenseminar von EIRENE in der Nähe von Kampala. Da die Hälfte des Freiwilligendienstes vorbei war, trafen sich alle fünf EIRENE-Freiwilligen in Kampala, um mit unserer Freiwilligen-Koordinatorin die bisherige Zeit zu reflektieren, Gedanken über die zweite Hälfte zu entwickeln und über Herausforderungen zu sprechen. In einer komplett fremden und neuen Kultur zu leben, bringt manchmal mehr Herausforderungen, als man am Anfang denkt.

Nach neun Monaten habe ich vieles in der Kultur lieben und hassen gelernt. Kürzlich war ich in Jinja und traf die Gründerin von CRO. Sie kommt aus den Niederlanden und lebt seit über 40 Jahren in Uganda. Auch sie sagte, sie habe die Kultur bis heute nicht vollständig verstanden. Das gab mir irgendwie ein gutes Gefühl. Denn Uganda und Deutschland sind in vielerlei Hinsicht zwei verschiedene Welten. Da ich viel gereist bin, konnte ich mich bisher überall schnell einleben und hatte keinerlei Probleme am Anfang. Ich hatte auch das Gefühl, die Kultur hier nach ein paar Wochen oder Monaten gut zu verstehen. Aber je länger ich hier bin, desto weniger habe ich das Gefühl, sie zu verstehen. Desto mehr Unterschiede fallen mir auf, desto weniger verstehe ich manche Menschen, und desto schwieriger werden manche Situationen.

Ein kleiner Ausflug in die Kultur in Uganda:

Ein Beispiel: Ugander lieben ausführliche Begrüßungen. Wer etwas kaufen möchte, geht nicht einfach in einen Laden und nennt seinen Wunsch. Zuerst



muss man fragen, wie es der Person geht, wie der Laden läuft, wie die Familie ist und noch zehn weitere oberflächliche Fragen, die alle mit gut beantwortet werden. Erst dann kann man sagen, was man möchte. Das gilt überall: auch bei Begegnungen mit Freunden auf der Straße. Noch dazu gilt: Man sagt immer, dass alles gut ist, egal wie es einem wirklich geht. Für jemanden, der damit aufgewachsen ist, Dinge direkt anzusprechen, ist das gewöhnungsbedürftig. Die Frage "Wie geht es dir?" habe ich mittlerweile gut verinnerlicht. Die zehn Folgefragen lasse ich aber meist doch weg.

Auch die Kommunikation ist anders und sehr indirekt. Probleme, Kritik oder Vorschläge werden hier nie direkt geäußert, schon gar nicht direkt an die betroffene Person. Wenn jemand ein Problem mit einem hat, erfährt man es eher über eine dritte Person. Kritik wird in so verschlungenen Sätzen verpackt, dass man sie zwischen den Zeilen lesen muss. Für jemanden mit einer direkten deutschen Kommunikationsweise ist das teilweise schwierig.

Mir fällt es besonders beim Umgang mit Männern auf: Dort muss ich direkt sein, sonst erschaffe ich mir Probleme. Als weiße Frau falle ich hier stark auf, und ich entspreche offenbar einem bestimmten Schönheitsideal. Mindestens einmal täglich, anfangs deutlich öfter, werde ich nach meiner Nummer gefragt und ob ich noch zu haben bin, bekomme Komplimente oder auch Kommentare, die unter die Gürtellinie gehen. Und ich habe das Gefühl, ohne eine gewisse Direktheit bekomme ich hier schnell Probleme. Denn auch die Rollenverteilung ist oft noch sehr traditionell: Der Mann entscheidet, die Frau hat weniger zu sagen. Ich habe durch meine frühere Reise einen guten Umgang damit gefunden und nehme vieles mit Humor. Aber manchmal kann ich nur mit den Augen rollen. Bisher war jedoch nie jemand so grenzüberschreitend, dass es gefährlich oder sehr unangenehm wurde.

Auch Freundschaften sind nicht immer ganz so einfach. Kontakte zu knüpfen ist hier unglaublich einfach. Aber mit echten Freundschaften ist es teilweise schwierig. Die hatten bei mir zuletzt auch eine hohe Fluktuation. Einige Menschen sind nicht aufrichtig und verfolgen bestimmte Absichten. Sie haben nur im Kopf, dass es Vorteile bringt, mit einem Muzungu befreundet zu sein. Wie zum Beispiel gesellschaftliches Ansehen, manchmal Geld oder sogar Jobmöglichkeiten. So passiert es, dass Menschen Fotos mit mir machen und sie als WhatsApp-Profilbild nutzen, nur um zu zeigen, dass sie einen Muzungu-Freund haben. Bei Männern kommt dazu oft noch die Absicht zu daten oder sogar zu heiraten. Natürlich sind nicht alle so. Aber mehr als einmal hatte ich das Gefühl, eine ehrliche Freundschaft aufzubauen, und bekam dann nach Wochen oder Monaten doch ein "I love you" oder "I have feelings for you".

Trotzdem habe ich hier wirklich tolle Menschen kennengelernt, die echte Freunde geworden sind und die ich nicht mehr missen möchte.

Ein weiterer, manchmal Kopfschmerzen bereitender Aspekt: Wer einlädt, zahlt. Ich bin jemand, der gerne etwas unternimmt und mit Freunden Zeit verbringt. Schlage ich etwas vor, bin ich nach ugandischer Kultur automatisch



verpflichtet, für alle zu zahlen. Das gilt für einen Kaffee zu zweit genauso wie für einen Restaurant-Abend mit zehn Leuten. Das hat nichts damit zu tun, dass ich weiß bin oder als reich gelte, sondern ist hier schlicht Kulturprinzip: Einmal zahlt der eine, beim nächsten Mal der andere. In der Praxis erlebe ich das aber selten so, da Ugander weniger von sich aus Aktivitäten vorschlagen. Die Ugander sind nicht ganz so unternehmensfreudig, was ich schon im letzten Rundbrief angeschnitten habe. Mittlerweile kennen viele meiner Freunde die "Muzungu-Kultur", wo jeder für sich zahlt. Trotzdem finde ich es oft schwer und hinterfrage mich dann selbst, ob ich gerade jemanden wirklich fragen möchte, etwas zu unternehmen.

Interessant zu beobachten ist auch die Religion. Als ich das erste Mal nach Ostafrika kam, war ich fasziniert, welche zentrale Rolle der Glaube im Leben der Menschen spielt. So gut wie jeder glaubt an Gott. Auf Bussen, Autos und LKWs stehen Bibelsprüche, überall laufen Lobpreislieder, sogar manchmal im Club. WhatsApp-Status-Meldungen sind voll mit Bibelzitaten. Fast jeder geht sonntags in die Kirche. Gottesdienste dauern 3 bis 5 Stunden, es wird gesungen, getanzt und gebetet. Der Pfarrer predigt lange und laut. Dazu gibt es etwa einmal im Monat Overnight-Churches, wo von abends bis früh morgens gemeinsam gebetet und gesungen wird. Auch vor Besprechungen und vor dem Essen wird immer gebetet. Die Menschen stecken viel Zeit, Energie und Hoffnung in ihre Beziehung zu Gott. Aber der Unterschied ist, sie sind im Beten, Fragen und Hoffen sehr aktiv, aber im Tun eher passiv. Eher wird dafür gebetet, Essen zu bekommen, als selbst danach zu suchen. Eher wird dafür gebetet, einen Job zu bekommen, als aktiv danach zu suchen. Der Glaube ist sehr aktiv, die Umsetzung ins tägliche Leben dagegen oft passiv. In Deutschland ist es umgekehrt: Der Glaube wird im Alltag immer passiver, dafür sind wir sehr aktiv in der Umsetzung unserer Ziele. Vielleicht sind beide Kulturen in je entgegengesetzte Extreme abgeglitten.

Anfangs bin ich hier sehr gerne in die Kirche gegangen, allein schon wegen der kulturellen Erfahrung. Mittlerweile habe ich damit aufgehört. Die Gottesdienste dauern 3 bis 5 Stunden. Dazu kommt, dass die Pfarrer hier in einer tiefen, schreienden Stimme predigen und ich irgendwann keine Lust mehr hatte, jeden Sonntag stundenlang angeschrien zu werden. Es gibt eine Kirche in Kampala, die ich wirklich gerne mag und wenn ich dort bin, gehe ich gerne hin. Aber den wöchentlichen Sonntagsgottesdienst hier in Mbale habe ich für mich aufgegeben. Vielleicht liest du das und denkst: na und? Hier geht auch kaum jemand jeden Sonntag in die Kirche. Ja, aber in Uganda ist der Sonntagsgottesdienst fast eine gesellschaftliche Pflicht. Menschen sprechen mich aktiv darauf an, manchmal auch vorwurfsvoll, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich habe dafür meinen wöchentlichen Hauskreis, eine Bibel-Lesegruppe, bei dem ich gerne bin. Das ist für mich dann der Ausgleich.

Und weil ich gerade über Zeit gesprochen habe, fällt mir noch ein letzter erwähnenswerter Punkt ein: African-Time. Zeit tickt hier anders. Wer sich um 13 Uhr verabredet, trifft sich eher um 14 oder 15 Uhr. Einladungen zu



Geburtstagen oder Besprechungen beginnen 2 bis 3 Stunden später als angekündigt. Wer sagt "ich komme jetzt", meint damit: irgendwann in der nächsten Stunde. Es sei denn, man sagt "jetzt jetzt", dann meint man es (wirklich) ernst.

Kommt jemand um 13:55 Uhr, fühlt er sich völlig pünktlich, denn vorne steht ja noch die 13. Erst wenn die Uhr auf 14 Uhr umschlägt, würde er vielleicht zugeben, zu spät zu sein.

Als jemand, der aus Deutschland kommt und sich selbst als sehr pünktlich beschreiben würde, kann das manchmal frustrierend sein. Ich komme aber gut damit zurecht und habe für die meisten Menschen jetzt ein ungefähres Gefühl, was sie eigentlich meinen. Und bei Verabredungen frage ich auch manchmal nach, ob "African-Time oder Muzungu-Time?" Wenn mir jemand Muzungu-Time gibt und ich diese dann verdopple, dann habe ich eine realistische Zeitvorstellung.

Das war ein kleiner Einblick in die Kulturellen-Unterschiede zwischen Uganda und Deutschland. Ich habe hier bewusst Dinge herausgegriffen, die auffallen und manchmal nicht einfach sind. Aber es gibt auch vieles, das anders und sogar schöner oder besser ist.

Auch arbeitstechnisch ist einiges passiert. Ich habe mich dafür eingesetzt, die Online-Präsenz von CRO zu verbessern, die bisher stark ausbaufähig war. Potenzielle Spender und Unterstützer brauchen ein starkes Aushängeschild. So habe ich LinkedIn und Instagram aufgebaut, auf denen es fast täglich Einblicke in die Arbeit gibt. Gleichzeitig arbeiten wir an einer neuen Website, da die alte nicht repräsentativ für das ist, was CRO wirklich tut. Ich habe das im Februar angestoßen. Aber wie so oft, dauert die Umsetzung länger als geplant. Wir hatten verschiedene Meetings, aber der Prozess läuft noch (sehr langsam). Ich setze mich aber stark dafür ein, dass die Seite bald steht.

Was uns sonst zum Beispiel gerade beschäftigt: Sam. Ein Junge, den auch meine Mutter kennengelernt und sofort gemocht hat. Sam ist ungefähr 14 Jahre alt. Sein Vater verließ die Familie früh und er wuchs bei seiner Mutter auf, die kein Geld hatte. Er ging nie zur Schule. Die Armut war so groß, dass die Mutter in tiefe Verzweiflung geriet, Alkohol zu trinken begann und gewalttätig wurde. Sam fehlen einige Finger, angeblich hat die Mutter ihm diese abgehackt. Da er nie zur Schule ging, begann er früh, tagsüber auf der Straße zu leben. Als die Verhältnisse zuhause unerträglich wurden, schlief er irgendwann ganz auf der Straße. Er lebt seit vielen Jahren dort. Es gab bereits Rehabilitationsversuche, er war auch im Transit Home, ist aber wegen seiner Drogensucht wieder zurück auf die Straße.

Sam ist ein unglaublich lieber Junge, den ich sehr mag. Er kommt fast jeden Tag zu uns ins Center, nicht nur wegen Porridge oder um zu schlafen, sondern er hilft von sich aus. Er kommt früh morgens, kocht Porridge, holt Feuerholz, putzt die Küche, teilt das Essen aus und hilft abends dem Wächter beim Reinigen der Toiletten. Schickt man ihn mit Geld in die Stadt, kommt er mit der Erledigung und dem Wechselgeld zurück. Er ist sehr vertrauenswürdig.



Meine Mutter fragte, ob man ihn sponsern könnte, damit er zur Schule geht. In einem Gespräch mit Sam stellte sich heraus: Er würde gerne Englisch lernen und einen Schulabschluss haben. Aber er ist 14 und müsste in die erste Klasse, zusammen mit 6- und 7-Jährigen. Er selbst sagt, er weiß nicht, ob er das langfristig durchhalten kann. Also haben wir geschaut, was sonst möglich wäre. Er erzählte, dass er weiß, wie man Erdnüsse röstet. Wir haben ihm Zeit gegeben, sich zu überlegen, welchen Skill er erlernen oder welches kleine Business er aufbauen möchte. Wenn er zum Beispiel Erdnüsse rösten und verkaufen möchte, würden wir ihm das gesponserte Startkapital für Zutaten und Equipment ermöglichen, damit er ein eigenes kleines Einkommen aufbauen kann und von Drogenkonsum, Betteln und anderen Straßenstrukturen loskommt. Gleichzeitig würden wir versuchen, Kontakt zur Mutter aufzubauen und zu schauen, ob Sam, sobald er ein stabiles Einkommen hat, wieder bei ihr leben könnte. Unser Ziel ist immer die Reintegration in die Familie. Falls das nicht klappt, suchen wir nach Verwandten oder schauen, ob er vorübergehend wieder im Transit Home wohnen kann, bis wir gemeinsam eine langfristige Lösung finden. Sam überlegt noch, was er gerne machen möchte. Das ist in Ordnung. Ich habe hier gelernt, dass Kinder von der Straße Zeit brauchen. Mit Druck kommt man selten weiter. Da er das dann auch wirklich langfristig durchziehen soll, ist es wichtig, dass er selbst überzeugt ist.

Solche Fälle beschäftigen uns neben dem alltäglichen Center-Betrieb. Und CRO hat das in der Vergangenheit schon beeindruckend gut gemacht. Immer wieder treffe ich frühere CRO-Kinder, die damals auf der Straße lebten, durch CRO unterstützt wurden und heute ein stabiles Leben führen. Manche haben Anstellungen, manche sind Ärzte, Anwälte oder Krankenschwestern, andere haben eigene Geschäfte. Wenn jemand erzählt, er hat drei Jahre auf der Straße gelebt und führt heute ein glückliches Leben, dann ist das jedes Mal wunderschön zu hören und unglaublich motivierend. Wie sehr CRO wirklich Leben verändert.

Es gab daneben auch ganz gewöhnlicher Ereignisse. Wir haben mit den Kindern des Transit Homes eine kleine Eid-Mubarak-Feier gemacht und auch an Ostern haben wir gefeiert. Eine Feier bedeutet hier vor allem: besonderes Essen. Für Kinder, die täglich Porridge zum Frühstück und Posho mit Bohnen zu Mittag und Abend essen, ist Reis, Chapati oder gar Fleisch etwas Besonderes. Sonst macht man an solchen Feiertagen auch nicht viel hier. Es gibt keine Traditionen wie bei uns. An Ostern und Weihnachten habe ich unsere deutschen Traditionen vermisst. Für Ostern wäre mir im Nachhinein eingefallen, eine unserer Traditionen mit den Jungs auszuprobieren, aber das kam mir erst später. Egal, denn wir waren an Ostern ohnehin beschäftigt: Mit Spenden aus Deutschland konnten wir das Transit Home renovieren.

Seit meinem ersten Tag dort hatte ich den Gedanken, dass die Wände dringend gestrichen werden müssen. Die Räume sahen aus wie eine Abstellkammer, nicht wie ein Zuhause für die Jungs. Die Wände waren



verschmutzt, teilweise war der Putz abgefallen. Durch die Unterstützung von fleißigen Rundbrief-Lesern konnten wir die Hälfte des Hauses neu streichen: einen Gang und 6 Zimmer. Die andere Hälfte und der Eingangsbereich stehen noch aus. Dafür brauchen wir weitere Unterstützung. Wir haben alle zusammen angepackt. Für die Jungs war es schön zu sehen, wie es geht und viele halfen motiviert mit. Das Ergebnis kann sich sehen lassen und die Jungs freuen sich über ihr neues Zuhause. Wenn wir auch die andere Hälfte streichen können, möchte ich zusätzlich Designs, Sprüche und Bilder an die Wände bringen, damit dieser Ort wirklich zu einem Ort der Veränderung wird. Meine Mutter brachte beim Besuch auch einen gespendeten Beamer mit. Seitdem können wir fast jeden Nachmittag nach dem Programm im Center einen Film zeigen. Vorher gab es nur einen winzigen Laptop, über den sich 20 Kinder beugten und kaum etwas sehen konnten. Jetzt schauen 30 bis 40 Kinder gemeinsam auf einer großen Leinwand. Für viele ist das inzwischen das Highlight des Tages. Und hier ein kleiner Einschub zum Thema Privileg: Wir können Filme auf Deutsch schauen. Auf Luganda gibt es keine Filme. Die Übersetzungen sind entweder sehr teuer und von katastrophaler Tonqualität. Entweder ein einziger Mann spricht die ganze Zeit für alle Charaktere und schreit dabei, sodass Hintergrundmusik oder Geräusche in dem Film übertönt werden. Oder der Film wird alle fünf Sekunden unterbrochen für eine laut (auch schreiende) vorgetragene Übersetzung. Das klingt unvorstellbar, ist aber auch schwer zu ertragen. Also: beim nächsten Film bitte ruhig das Privileg wahrnehmen, dass wir das in Deutsch und guter Qualität Filme schauen können.

Und eine andere Situation zeigt noch einmal, wie es ist, als Frau hier zu navigieren. In einer Apotheke lernte ich letztes Jahr einen Inder kennen, der in Mbale drei Apotheken besitzt und unternehmerisch gut aufgestellt zu sein schien. Er lud mich zum Essen ein. Und es macht hier immer Sinn, einflussreiche Menschen zu kennen. Da ich aber aus Erfahrung weiß, dass es als Frau nicht immer klug ist, sich abends allein mit einem Mann zu treffen, lud ich meinen Mitfreiwilligen Santino einfach dazu ein. Wir trafen uns einige Male zum Abendessen und über das indische Essen konnte ich mich keinesfalls beschweren. Nach einer Weile begann er jedoch, mir täglich zu schreiben und Nachrichten wie Hey Süße, Hey Hübsche etc. Da ich diese Richtung der Dinge gar nicht mochte, ignorierte ich ihn für längere Zeit.

Die finanzielle Lage bei CRO ist aber leider so schlecht, dass das gesamte Maismehl der letzten Ernte aufgebraucht war und wir den Kindern nicht einmal mehr eine Tasse Porridge zum Frühstück geben konnten, da kein Geld dafür da war. Das hat mir so wehgetan, dass ich mich entschied, aktiv zu werden. Ich wusste, dass der Inder Geld hat und manchmal auch Lebensmittel für Kinder auf der Straße spendet. Also meldete ich mich wieder bei ihm. Wir haben uns getroffen, das erste Mal auch alleine, weil ich ihn jetzt schon besser kannte und einschätzen konnte. Da Santino nicht dabei war, konnte er das Gespräch diesmal auch besser auf Beziehungen lenken. Er erzählte von seiner



Ehefrau und Kindern. Aber auch, dass er ein paar ugandischen Freundinnen hat, falls die Ehefrau keine Kapazitäten hätte. Dann wurde natürlich auch gefragt, wie das bei mir in Beziehungen ist etc. Aber ich kannte solche Gespräche aus meiner früheren Reise und weiß damit umzugehen. Im richtigen Moment, als es dann endlich wieder um Arbeit ging, sprach ich mein Anliegen für CRO an und bekam eine positive Rückmeldung. Um das Ganze auf eine offiziellere Ebene zu bringen, lud ich ihn ein, CRO zu besuchen und den Manager kennenzulernen. Er kam und erklärte sich bereit, für einen Monat täglich gutes Porridge zu finanzieren. Und wenn das gut lief, dann langfristig ein Sponsor für das Essen im Center zu werden. Wir bekamen das Geld, kauften die Zutaten und seitdem gibt es jeden Tag richtig gutes Porridge mit Milch, genügend Maismehl und Zucker drin. Die Zahlen sprechen für sich: Ohne Essen kamen täglich durchschnittlich etwa 20 Kinder. Mit täglich Porridge kommen jetzt mindestens 40, manchmal hatten wir die letzten Tage sogar 60 Kinder da.

Auf der anderen Seite bringt mich das in die Position, ihn nicht einfach ignorieren zu können, sondern mich ab und zu melden oder treffen zu müssen. Bisher war sein Verhalten nie grenzüberschreitend. Und wenn ich jeden Tag sehe, wie die Kinder das Porridge genießen, ist es mir das wert. Manchmal zahlt man einen Preis.

Und so neigt sich der dritte Rundbrief dem Ende zu. Ich habe diesmal versucht, mehr auf die Kultur und mein Leben einzugehen. Vielleicht klang das an manchen Stellen überraschend negativ, angesichts der Herausforderungen. Aber das ist nur ein kleiner Ausschnitt. Wie in den Nachrichten liest sich das Schwierige spannender. Daneben habe ich jeden Tag auch wunderschöne Momente hier. Natürlich bin ich manchmal sehr frustriert, aber alles in allem sehr glücklich und würde mein Leben hier gegen nichts eintauschen wollen.

Im nächsten Rundbrief möchte ich dann nach einem Jahr mehr auf den Freiwilligendienst eingehen: Wie wirksam und sinnvoll er wirklich ist, welche postkolonialen Strukturen noch darin stecken und wie es sich anfühlt, das ganze Jahr zu reflektieren. Dazu gibt es einiges zu sagen.

Ich bedanke mich bei euch für euer Interesse und die Zeit, das zu lesen. Ich bedanke mich bei jedem, der mich damals im EIRENE-Unterstützerkreis unterstützt hat, damit ich jetzt hier sein darf. Ich bedanke mich bei jedem Beter, der mich damit unterstützt. Und ich bedanke mich bei jedem Spender, der CRO zusätzlich mit Spenden unterstützt hat. Vielleicht fragt man sich manchmal, ob das Geld dort wirklich ankommt. Bisher kann ich sagen: Es hat vielleicht nicht die Welt verändert, aber einige kleine Schicksale ein Stück besser gemacht.

Ganz viele liebe Grüße aus dem etwas regnerischen und bewölkten Mbale,
Eure Kristin